

Das Internat – eine ideale Ergänzung zur familiären Erziehung

Interview mit Dr. Detlef Kulesa

Frage: Herr Dr. Kulesa, Sie sind Geschäftsführer von TÖCHTER und SÖHNE, einer der renommiertesten Internatsberatungen Deutschlands. Sie verfügen über einen breiten Überblick über die Welt der Internate – in Deutschland, aber auch international. Warum ist es gut, dass es Internate gibt?

Kulesa: Wir hegen ja in Deutschland sehr häufig Ressentiments gegen Internate. Nach meiner Erfahrung sind gute Internate aber eine ideale Ergänzung zu einer gut funktionierenden Familie. Das mag in vielen Elternohren provokativ klingen, doch die heutige Kleinfamilie kann viele der Aufgaben, die die traditionelle Großfamilie noch wahrgenommen hatte, gar nicht mehr erfüllen; vor allem was das Erlernen von sozialer Verantwortung angeht. Internate verhelfen Kindern dazu, Selbstständigkeit zu entwickeln, sich in der Zeit der Pubertät ihrer eigenen Fundamente bewusst zu werden und – weil es weitgehend der Unterstützung, um nicht zu sagen: der Überbetüddelung der Eltern geschuldet ist, auch stolz auf das Erreichte zu sein.

Sie lernen, sich in der Gemeinschaft auf friedvolle Weise durchzusetzen, aber genauso, eigene Wünsche auch nicht für das Maß aller Dinge zu halten.

Sie leben und lernen in einer strukturierten Gemeinschaft und haben darin die Chancen, Ziele zu erreichen, die – ganz auf sich selbst gestellt – niemals möglich gewesen wären. So entsteht dieser Stolz, der auf eigener Leistung begründet ist.

Das ist der Normalfall, aber dann gibt es natürlich auch noch Internate, die alle möglichen Sonderinteressen bedienen können (wie zum Beispiel sportliche, künstlerische oder musikalische genauso wie Lerndefizite, bis hin zu Lernbehinderungen).

All das sind Leistungen, die Internate anbieten können. Viele davon könnte die Familie gar nicht bedienen. Deshalb würde ich mich zu einem provokanten Satz hinreißen lassen:

Selbst die beste Familie kann ein gutes Internat nicht ersetzen.

Frage: Welche Jugendlichen besuchen Internate? Welche Eltern geben ihre Kinder in Internate?

Kulesa: Die Motivationen sind fast so vielfältig wie die Menschen, die sich mit dem Internatsgedanken beschäftigen. Aber einiges lässt sich clustern. Da die deutsche Schule eher zur Nivellierung neigt, sind es häufig die Schüler, die sich mit dem Mittelfeld identifizieren, die über ein Internat nachdenken: also die besonders Begabten, die sich nicht genügend gefordert fühlen, oder die besonders Schwachen, denen die Förderung nicht ausreicht. Schade eigentlich, denn am meisten würde ein gutes Internat die Kinder fördern können, die die vielfältigen außercurricularen Angebote auch annehmen und sich im Schutz- und Umfeld ihrer Peergroup entwickeln könnten.

Tja, und die Eltern. Wer traut sich, sein Kind einem Internat anzuvertrauen? Hier spiegelt sich der gesamtgesellschaftliche Wandel wieder: Die Kernfamilie mit ihrer traditionellen Aufgabenteilung zerfällt und macht individuellem Emanzipationsstreben (nicht nur dem der Frauen) Platz. Selbstverwirklichung geht vor Verantwortung. Aber ich will hier gar keine Gesellschaftskritik betreiben, sondern erst mal nur konstatieren. Immer mehr Frauen, sprich: Mütter gehen in den Beruf, und immer mehr Männer, sprich: Väter gehen zeitlich und emotional so sehr im Beruf auf, dass für die Elternrolle verhältnismäßig wenig übrig bleibt; das wird zwar als Defizit empfunden, aber damit ja keineswegs

schon überwunden. Solche Eltern, die in der Regel auch einem positiven Leistungsgedanken verbunden sind, stehen Internaten am offensten gegenüber. Da ist noch der positive Grund gegeben. Der negative tritt dann ein, wenn die pubertären Schwierigkeiten Überhand nehmen und man sich mit den Trümmern einer verfehlten Erziehung konfrontiert sieht. Das muss nicht objektiv so sein, wird aber häufig subjektiv so empfunden; übrigens von Eltern und Kindern.

Frage: Sind die Motivationen zum Internatsbesuch international vergleichbar oder erkennen Sie nationale Trends?

Kulessa: Ja, das ist im Ausland, vor allem in der angelsächsischen Welt, noch strukturell anders. Wir haben hier bei uns eher eine Problem-Motivation, die Angelsachsen noch (und ich sage bewusst: noch) eine Chancen-Orientierung. Noch, weil sich zum Beispiel auch in England die traditionelle Offenheit der Bildungsbürger zum Internat verengt. Die Kleinfamilie beginnt auch dort zu klammern. Das fällt nur deshalb nicht so auf, weil quasi alle angelsächsischen Länder schon immer ein Ganztagschulsystem hatten.

Frage: Ein Vorbehalt, der in der Vergangenheit gerade katholischerseits immer wieder gegenüber Internaten geäußert worden ist, lautet, dass Internatserziehung Gefahr laufe, eine Konkurrenz zur favorisierten familiären Erziehung zu sein. Sehen Sie das auch so?

Kulessa: Nein, das kann ich gar nicht nachvollziehen; aus verschiedenen Gründen: Das würde ja ein völlig übersteigertes Vertrauen in die Erziehungsleistung der Familie bedeuten. Leider praktizieren viele Familien katholische Erziehung häufig nur noch drei Mal im Leben: zur Taufe, zur Hochzeit und dann eben am Ende. „Ja, ja, wir sind gläubig“, aber: „Nein, zur Kirche gehen wir nicht regelmäßig.“

Erziehung hat aber extrem viel mit Klarheit, Konsequenz und – lassen Sie es mich ausnahmsweise neudeutsch ausdrücken – mit Commitment zu tun. Familien, die das langfristig leisten können, habe ich bei den circa dreißigtausend Kontakten in den letzten zehn bis zwölf Jahren fast nie erlebt. Wie auch? Die Familie heutzutage wird in ihren erzieherischen Prinzipien – und dazu gehört auch das Heranführen an ein aktives Glaubensleben – immer unsicherer. Und um

keine Fehler zu machen, machen viele lieber gar nichts.

Sorgen wir dafür, dass die Familie wieder besser funktioniert, dann braucht keiner Angst vor der „Konkurrenz“ der Internate zu haben; dann können sich beide ergänzen, statt sich zu belauern.

Frage: Internate in Deutschland, so hört man immer wieder, sind entweder Einrichtungen zur Elitebildung oder zum Auffangen von Kindern und Jugendlichen, die es im Regelschulsystem nicht mehr schaffen. Stabilisiert das Internats- und Privatschulwesen die deutsche Bildungs-Segregation, anstatt an ihrem Ausgleich mitzuarbeiten, oder sehen Sie auch andere Ansätze?

Kulessa: Ich habe ja mit dem Begriff der Elite gar kein Problem. Ich halte Eliten für ein enormes Potenzial, auf das unser Land wie kaum ein anderes angewiesen ist. Die Welt giert nicht deshalb nach unseren Autos, weil die Mittelmaß sind. Und dass zu einer Leistungselite auch das Korrektiv einer Verantwortungs-Elite gehört, halte ich für selbstverständlich. Da, wo es das nicht ist, muss es etabliert werden. Und wer könnte das besser leisten als Internate, die auf ein klares Erziehungsziel hin ausgerichtet sind, in dem Verantwortung als selbstverständliches Lernziel integriert ist. Aber es gibt ja nicht nur Eliteinternate.

Und dass es auf der anderen Seite auch Internate gibt, die Schülern, die im nivellierten öffentlichen System scheitern würden, noch eine Chance eröffnen, ist doch ein Segen; besonders dann, wenn Kinder, die die Gesellschaft oder die Norm vielleicht schon aufgegeben hat, spüren können, dass auch sie gebraucht werden. Wir denken bei Talenten meist nur an die, die viele davon haben; auch der, dem nur wenige mitgegeben sind, hat ein Recht darauf, die sinnvoll einzusetzen.

Frage: Inwiefern profitiert das deutsche Bildungssystem von den Angeboten der Internatschulen? Was können Internatschulen, was das übliche Regelschulsystem nicht leistet?

Kulessa: Die Internate – vor allem die konfessionellen – könnten für unser Bildungssystem zur Schule, sprich: zum Vorbild werden. Zur Schule dafür, dass Bildungseinrichtungen nicht nur Bildung zu vermitteln haben, sondern auch wieder einen Erziehungsauftrag wahrnehmen.

Wir brauchen keine seelenlosen (vielleicht brauchen wir die auch) Technokraten, denen die rudimentärsten Sekundärtugenden abgehen; die – entschuldigen Sie bitte die drastische Ausdrucksweise – allein deshalb niemals in einen Vorstand aufrücken würden, weil sie fressen wie die Schweine, also niemals vernünftige Tischmanieren gelernt haben.

Aber solche Erziehungsaufgaben müssten die Internate auch annehmen und sich dazu bekennen, sie im Alltag realisieren und nach außen kommunizieren. Dahinter verbergen sich allerdings auch enorme Forderungen; zum Beispiel an die Lehrer an Internaten: die müssen dann nämlich als Vorbilder fungieren.

Frage: Individuelle Förderung von Kindern und Jugendlichen verbunden mit speziellen Angeboten des sozialen Lernens sind unter anderem immer die besonderen Kennzeichen der Internatserziehung gewesen. Seit einigen Jahren werden beide Aspekte auch für das Regelschulsystem deutschlandweit immer stärker gefordert. Solche Bildungsangebote kosten aber Geld, es wird mehr pädagogisches Personal benötigt, kleinere Lerngruppen, betreuungsintensive Förderangebote. Nimmt der Staat in Deutschland zu wenig Geld für die Schulbildung in die Hand? Oder müssten Eltern ihre familiären Ausgaben umschichten und mehr in die Bildung ihrer Kinder investieren?

Kulesa: Lange Frage. Kurze Antwort: Ja, der Staat nimmt zu wenig Geld für die Schulbildung in die Hand. Denken Sie nur an den Übergang von G9 auf G8; das war nichts anderes als eine global-pädagogisch verargumentierte gigantische Sparmaßnahme.

Zu den Eltern die gleiche Antwort: Ja, das müssten sie. Das hieße aber auch, im Zweifelsfall die Kosten von zwei Wochen Malle in die Bildung (und die findet ja auch außercurricular statt) zu investieren.

Frage: Eine verbreitete Meinung scheint zu sein: Wer sein Kind auf eine Internatsschule geben möchte, der gebe doch am besten in England auf Suche. Stimmt das? Sind die englischen Internate die eigentliche Konkurrenz der deutschen Internate?

Kulesa: Keineswegs. Das war zwar auch meine Vermutung, als wir vor acht Jahren begannen, uns mit dem angelsächsischen Markt zu be-

schäftigen. Die Erwartung damals – noch in den seligen Zeiten des G9: deutsche Jugendliche gehen in der 11 nach England aufs Internat, schnuppern positiv angereicherte Internatsluft und haben bei ihrer Rückkehr keinen anderen Wunsch, als ihre Qualifikationsstufe (also 12 und 13) an einem deutschen Internat zu beenden. Die Realität: One in a thousand. Entweder bleiben sie für den Abschluss gleich ganz drüben, oder sie integrieren sich hier wieder in ihre alte Schule und soziale Clique.

Und zum Thema Konkurrenz: Die gibt es so nicht. Das wird nur deshalb gern als solche kolportiert, weil man dagegen wie gegen das Wetter machtlos, und das bedeutet hier: verantwortungslos wäre. Aber so einfach ist es nicht. Die eigentliche Konkurrenz für die deutschen Internate entsteht tagtäglich im eigenen Land; mit der Eröffnung von immer mehr privaten Tagesschulen. Die erfüllen den Großteil der Erwartungen der Eltern, was zeitliche und erzieherische Entlastung angeht, zu einem deutlich günstigeren Preis. Plus, die häufige Stigmatisierung von Internatseltern durch Freunde und Nachbarn fällt weg. Individuell empfundene Königswege werden eben intensiv genutzt.

Frage: Das Deutsche Jugendinstitut (DJI) hat im Juni 2012 im Auftrag der Bertelsmann-Stiftung eine Studie vorgelegt, die den flächendeckenden Ausbau der gebundenen Ganztagschule proklamiert. Sie haben eben von der Ganztagschule als eigentlicher Konkurrenz der Internate und Tagesinternate gesprochen. Die Studie des DJI prangert die deutschlandweite Konzeptionslosigkeit und die mangelnde Qualität vieler Ganztagsschul-Angebote an. Haben die Internate und Tagesinternate da mit ihren langerprobten Konzepten und ihrer großen Praxiserfahrung nicht geradezu einen Qualitätsvorsprung?

Kulesa: Haben sie. Und es wäre an der Zeit, den auch zu nutzen. Das heißt auch, diesen Vorsprung zu kommunizieren. Bei allem Respekt, aber da haben die deutschen Internate und ihre Verbände, und zwar alle, die letzten zehn Jahre friedlich geschlummert. Wir hatten über Jahre kaum einen Monat, in dem nicht ein Bildungsthema die Schlagzeilen bzw. die Titelblätter von Spiegel oder Stern beherrschten. Das wurde von Internatsseite kaum inhaltlich genutzt; zum Bei-

spiel zu einer positiven Positionierung des Internatsgedankens. Schade eigentlich.

Frage: *Im ganzen englischsprachigen Raum existieren nationale Internatsschulverbände – in Großbritannien z. B. die Boarding Schools Association (BSA), in der über 500 Internatsschulen assoziiert sind, in Australien die Australian Boarding Schools Association (ABSA), in der 97 % der australischen Internatsschulen miteinander vernetzt sind. In den USA und anderen Staaten sieht es ähnlich aus. In Deutschland gibt es mehrere, eher kleinere Internatsverbände oder -zusammenschlüsse. Der größte von ihnen ist noch der Verband Katholischer Internate und Tagesinternate (V.K.I.T.) mit immerhin knapp 50 Mitgliedseinrichtungen. Was sind die Gründe für diese Differenzierung im Unterschied zum englischsprachigen Raum?*

Kulessa: Lassen Sie uns das gleich mal relativieren. Würde man die Zahl der ca. 500 BSA-Internate auf den Internatsgesamtbestand von Deutschland übertragen, redeten wir über ca. 50 Internate. Den – wie Sie selbst sagen – erreicht der V.K.I.T. ja auch. Warum es dennoch eine ganze Reihe kleiner Verbände in Deutschland gibt, hat – so glaube ich – historische und pädagogische Gründe. Die verschiedenen pädagogischen Ideen, die in Deutschland zur Gründung von Internaten führten, stammten zum Teil aus antagonistischen pädagogischen Lagern. So war die Reformpädagogik in Deutschland eher antikonfessionell. Da gab es – außer der äußeren Form des Wohnens – wenige Gemeinsamkeiten; im Gegenteil – doch da dilettiere ich jetzt – meines Wissens waren einige der führenden Pädagogen zu Beginn des 20. Jahrhunderts ganz bewusst gegen die etablierten Kirchen eingestellt. Und jede Idee braucht in Deutschland ihren Verband.

Das ist in England anders und hat sehr viel mit der Unterschiedlichkeit der historischen Entwicklung zu tun. Dort gibt es nach wie vor keine Trennung von Kirche und Staat. Es gibt quasi kein Internat – und sei es auch noch so weltlich eingestellt – das nicht über eine Kirche oder wenigstens eine Kapelle in seinem Zentrum verfügt. Und die morgendliche Assembly findet dann dort statt; für Christen, Muslime und Juden gleichermaßen. Ein Engländer – aufgewachsen im Schoß einer Staatskirche – fände es be-

fremdlich, den Alltag des Lehrens und Lernens vom Alltag des Glaubens zu trennen. Da sind wir spätestens seit Bismarck, aber eigentlich schon viel früher ganz andere Wege gegangen. Eine Odenwaldschule und ein Kolleg St. Blasien haben sehr unterschiedliche Positionierungen.

Frage: *Raten Sie den deutschen Internaten zu einem stärkeren Zusammenschluss oder zumindest zu stärkerer Kooperation, um dem Internatsgedanken eine größere Lobby zu verschaffen?*

Kulessa: Definitiv. Vor allem dann, wenn es gelingt, sich auf einen – lassen Sie es mich marketingtechnisch ausdrücken – gemeinsamen USP (unique selling position) von Internatserziehung zu einigen.

Frage: *Immer mehr Internate machen sich Gedanken darüber, wie sie ihren Schülerinnen und Schülern nicht nur zu guten Bildungsabschlüssen verhelfen, sondern wie sie auch den Übergang in die Berufsausbildung begleiten können – durch besondere Formen der Studien- und Berufsberatung, durch propädeutische Übergangsjahre zwischen Abitur und Studienbeginn usw. Was halten Sie von solchen Konzepten? Liegt hier ein neues Betätigungsfeld für Internate?*

Kulessa: Ich weiß von einigen Experimenten und bin gespannt, wie solche Angebote angenommen werden. Wir bei TÖCHTER und SÖHNE haben eine sehr individuelle Studienberatung, und ich weiß, dass man das nicht mal so mit einigen Freistundenkontingenten der Deutschlehrer schaffen kann. Dafür ist die Differenzierung von Studien- und Berufswelt inzwischen schon viel zu weit fortgeschritten.

Wenn die Internate das professionalisieren können, kann ein solcher Weg gelingen. Wenn es nur gemacht wird, weil man seinen ureigenen Kompetenzbereich, über den wir in den letzten Minuten viel gesprochen haben, nicht wirklich bewältigt, ist es nichts anderes als eine Flucht. Und Fluchten enden selten im Ziel.

Frage: *Herr Dr. Kulessa, eine letzte Frage: Was raten Sie Eltern, worauf sie bei der Auswahl eines Internats für ihre Tochter oder ihren Sohn besonders achten sollen?*

Kulessa: Ich vermute, Sie erwarten jetzt nicht, dass ich sage: „Eltern sollen einfach Kontakt zu TÖCHTER und SÖHNE aufnehmen

und sich beraten und informieren lassen.“ Ich halte das trotzdem für einen guten Weg.

Wer das nicht will, soll sich zuallererst Klarheit über seine Motivation verschaffen. Was soll mit dem Internatsbesuch meines Kindes erreicht werden? Dann wird auch die absurde Frage „Wird mein Kind nicht glauben, dass ich es abschieben will?“ gar nicht auftauchen.

Danach sollte man alle Informationsquellen nutzen, die einem zur Verfügung stehen; vor allem das persönliche Gespräch. Es ist erstaunlich, wie häufig Eltern, wenn sie kommunizieren, dass sie sich mit Internat beschäftigen, auf Menschen treffen, die selbst Internatserfahrung haben.

Der wichtigste Rat: Versuchen Sie, die Internate, die dann in die nähere Wahl kommen, als Persönlichkeiten wahrzunehmen. Der Auswahlprozess muss damit enden, dass zwei Persönlichkeiten, die zusammenpassen, zusammenfinden: Ihr Kind und das Internat. Deshalb verstehen wir uns in der Beratung auch als „Matchmaker“. Wenn ein solches „Match“ gelingt, können Sie bei allen Beteiligten von Zufriedenheit ausgehen.

*Vielen Dank für das Gespräch!
Das Interview führte Dr. Christopher Haep.*